Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

I. Jahrgang. München, 29. August 1885. Nr. 35.

Zolaismus,

am „Germinal" erklärt von G. Crisfaller.

Die Kunst soll erfreuen, sagen die Tadler Zolas; wozu die widerwärtigen Bilder, mit welchen dieser Undichter uns zu quälen liebt?

Ja freilich soll die Kunst „erfreuen"; und glaubt nur, die Zolaische thut das auch, würde man sonst überhaupt sich mit ihr befassen? Niemand sucht doch, was ihm ernstlich widerwärtig wäre. Aber einer kann etwas suchen und angenehm finden, was dem andern ungenießbar ist; das ist der Kasus, und statt zu schelten und zu verwerfen, sollte man begreifen, sollte die Ursachen dieser Geschmacksverschiedenheit erforschen. Vielleicht sind sie ja blamabel für die Zolafreunde?!

Wie ein Koch, hat auch ein Romanschreiber vielerlei Gerichte, will sagen künstlerische Effekte, auf seinem Repertoir, die nicht jedem seiner Gäste in gleicher Weise zusagen. Da der Dichter aber mit einem und demselben Erzeugnis eine möglichst große Zahl von Konsumenten speisen möchte, so wendet er natürlich unter der großen Menge der möglichen Kunstwirkungen mit Vorliebe diejenigen an, welche ganz direkt und daher zunächst für jedermann angenehm sind. Allen natürlichen Trieben und Wünschen des menschlichen Herzens wird möglichst energisch geschmeichelt, wie einem Schoßhündchen, das unter den sanften Händen seiner Herrin vor Wonne die Augen schließt und bald rechts bald links den Kopf zum Streicheln hinlegt, sicher, daß es niemals eine unsanfte Behandlung erfahren wird. Zwar immer streicheln wäre langweilig; hie und da muß auch ein bischen gelinde gekratzt und ein kleiner zarter Rippenstoß gegeben werden, natürlich aber recht zart. Das wissen die Romanschreiber ganz wohl, darum mischen sie unter ihre süßen Ingredienzien noch ein wenig Furcht und Hoffnungsbangen, kleine Hindernisse und Verzögerungen, etwas Bosheit von Widerwarten, die dann gebührend bestraft werden, denn die Weltordnung ist immer sittlich und ohne Tadel. Auch kleine Unglücksfälle sind gut, da sie den Leser nur empfänglicher machen für das große Schlußglück. Zuweilen aber erkühnt man sich selbst, diese Schlußbefriedigung, die Hochzeit und dergleichen, dem Leser vorzuenthalten, einem Leser, der doch bezahlt hat, mindestens zehn Pfennige auf dem Ausleihtisch! Nun, hie und da mag es noch angehen, es schafft doch eine recht süße temperierte Traurigkeit, ein sanftes Grollen mit dem Schicksal, und im Grunde sind's ja doch nur fremde Leute, die „sich nicht kriegen", oder schuldlos sterben u. dgl.

So ist denn dies das vulgäre Romanrezept: Nimm angenehme sympathische Persönlichkeiten, Frauen voll Schönheit, Unschuld, Leidenschaft, Treue ꝛc., Männer voll Kraft,

Edelmut und allen Tugenden; ferner Schufte und Widerwarte, wenn du kannst, auch komische Staffage. Errege sodann dem Leser bestimmte Wünsche, freundliche für die braven und feindliche für die bösen. An diesen Wünschen fasse ihn wohl, wie man einen Buben am Schopf packt, und führe ihn hin und her durch vielerlei günstige und widrige Fälle, bald näher der Erfüllung, bald ferner, bis zur endlichen Befriedigung! er wird dir's lohnen. Noch eins: halte Haus mit der kostbaren Essenz; nicht zu wenig Wasser.

Wenngleich nun die guten Schriftsteller dies Thema sehr eingehend variieren und mit individuellem Leben erfüllen, so ist es doch ein zu beschränkter Spielplatz für die Kunst. Alle Saiten unseres Inneren müssen angeschlagen werden und in allen Tonarten, nicht nur in den weichen; die ewig süße Fütterung taugt nichts, für niemand. Nur merkt das die Menge so langsam, merkt's überhaupt niemals klar; sondern dumpfbewußt, nach elementaren Gesetzen wie Ebbe und Flut, wechselt sein Geschmack hin und her zwischen Einseitigkeiten. Immer von Zeit zu Zeit kehrt die Herde aus Blasirtheit wieder zu einer lange verschmähten Speise zurück, welche der vernünftige Sonderling allzeit neben den anderen auch geliebt hat. Daraus ist der Zolaismus zu erklären; er ist nicht an sich, sondern nur als Mode etwas neues, und es ist gewiß weniger die entschiedene Größe Zolas, als vielmehr das Modebedürfnis, was ihn so in die Höhe gebracht hat.

All die abgebrauchten Kunstwirkungen, die anscheinenden Selbstverständlichkeiten, das ganze vulgäre Romanrezept wirft Zola beiseite. Er faßt den Leser weniger an seinem schon übermäßig strapazierten Sympathievermögen, als an seinem kühlen Verstand, und er bringt es fertig, einen ganzen Roman, wie die „Nana", zu schreiben, in dem wir auch nicht eine einzige Person ein wenig lieben; nur ein reines Verstandesinteresse, eine Art naturwissenschaftlicher Neugier hält uns bei der Beobachtung dieser merkwürdigen Menschensorte fest, — wofern wir nicht etwa subjektiv genug sind, nur Aerger oder Ekel dabei empfinden zu können und daher, allerdings folgerichtig, diese Art von Kunst zu verschmähen.

Im neuesten Roman „Germinal" wird nun zwar auch unsre Sympathie angeregt, gewissermaßen sogar sehr stark, aber es ist doch eine ganz andere als die gewöhnliche Romansympathie; nicht eine Liebe wie zu Unsresgleichen. Wir fühlen mit Katharina und ihrer Familie fast eher so wie mit geliebten Tieren; es ist mehr Herablassung und inniges Erbarmen, als Achtung oder gar Bewunderung in unsrer Liebe. Dies ganze Kohlenarbeiterdorf dünkt uns fast wie eine Menagerie von antropoiden Lebewesen, zumal in den Kapiteln des ersten Teils, welche uns in das Innere einer ihrer Lagerstätten führen.

Interessant und für Zola bezeichnend ist die Art, wie er die Hauptheldin Katharina uns wert macht. Sie hat keine besonderen Vorzüge vor ihrer Umgebung voraus; das Idealisieren ist ja dieses Schriftstellers Sache nicht. Wir erfahren ziemlich genau, wie dies sechzehnjährige Mädchen aussieht, — gar nicht anziehend, selbst ihr künftiger Liebhaber findet sie häßlich; ferner ist das Kind auch ein wenig schamlos für sein Alter. Und dennoch weiß uns der Dichter für sie zu erwärmen, mit einer Sympathie, die in ihrer Art nicht größer sein könnte; wie macht er das nur? Er schildert uns ihre Arbeit, eine schreckliche Arbeit, deren Beschreibung schon ein fast körperliches Mißbehagen erzeugt; das arme Wesen dauert uns wie ein mißhandeltes Pferd. Dann in der Ruhe- und Essenspause sitzt sie bei dem neu aufgenommenen Arbeiter Etienne, mit dem sie mitleidig ihr Essen teilt. Eine Neigung geht zwischen ihnen auf, wir sehen schon den ersten blassen Schein, und der ist so merkwürdig und reizend, daß wir gern auch den Fortgang sehen möchten; wir sind in jener Spannung, mit der wir schon dem geringsten Naturvorgang zuschauen können, einem Tropfen, wie er sich bildet und größer wird und fällt. Da kommt der brutale Chaval, der auch schon ein Aug' hat auf das junge Ding; wahrhaftig, der Kerl macht uns schon eifersüchtig für sie, — aber nur aus Verstandesgründen, weil er uns so ein hübsches Schauspiel, eine angenehme Aussicht stört. Wie er nun später das Mädchen überrumpelt und uns'rem Etienne vorwegnimmt, da ärgern wir uns erst recht und sind nun ganz in der Stimmung, mit der halb unterdrückten glimmenden Liebschaft unserer zwei Günstlinge zu sympathisieren; und dies immer mehr, da Katharina von dem eifersüchtigen Chaval mißhandelt wird und ihm doch immer treu bleibt, so treu, daß wir einen Hund dafür lieben würden. Selbst mit ihren Fäusten verteidigt sie ihn gegen den eigenen Geliebten und läuft trotz Kälte und Müdigkeit überallhin mit, wo die aufgebrachten, im Hunger verlierten

Arbeiter den Verräter hinschleppen. Und durch all das geschieht es, daß der Anteil, den unser Herz am Schicksal Katharinens nimmt, schließlich sogar sehr groß ist, und daß wir uns über ihre endliche Hochzeit mit dem Geliebten, in dem Grab des verschütteten Schachtes so sehr freuen, als wenn sie die schönste Heldin vom reinsten Naturadel wäre. Freilich ich glaube, dem großen Idealisierungsfeind Zola hilft hier die unausrottbare Idealisierungsleidenschaft des Lesers; der Dichter kann nur deshalb darauf verzichten, weil er den Leser dazu verführt. Hätte der immer die genaue Photographie von dem leiblichen und geistigen Wesen dieser Arbeiter vor Augen, sein Herz würde sich nicht so tief mit ihnen einlassen. Was ebenso auch von den demokratischen und sozialdemokratischen Schwärmern gelten mag.

Doch zurück zu Zola. Damit, daß die Sympathie bei ihm eine verhältnismäßig kleine Rolle spielt, hängt noch eine zweite Eigentümlichkeit zusammen, die Einfachheit der Handlung in seinen Romanen. Er kann nicht „spannen" wollen; denn Spannung, im spezifischen Sinne des Romans, ist nichts anderes als Furcht und Hoffnung für sympathische Persönlichkeiten. Zudem waren bisher die Dichter allzu unvernünftig und unmäßig in der Erfindung außerordentlicher Begebenheiten, so daß es auch in dieser Hinsicht (wie hinsichtlich der Charaktere) klug und zeitgemäß ist, dem abgerackerten poetischen Glaubensorgan einige Erholung zu gönnen. Natürlich muß nun Zola dieses gewöhnlichste Effektmittel der Spannung, das dem dümmsten Tintenklexer zu Gebot steht, aber durchaus vergänglich und darum wertlos ist, durch größere Kraft der übrigen Mittel ersetzen, vor allem durch lebenswarme Charakteristik. Die Handlung in „Germinal", die Geschichte des Streiks und die Parallele von Katharinens Liebschaft sind so einfach und unverwickelt als möglich, aber jede Szene hat ihr selbsteigenes Interesse, wie ein Fixstern sein eigenes Licht, während sonst so oft die einzelnen Romanszenen an sich banal und reizlos sind und nur als aufhaltende oder beschleunigende Teile der Gesamthandlung ein erborgtes Scheininteresse haben. Unser Dichter wäre auch eine reiche Fundgrube für Maler; von vielen seiner Genrebilder und großen Gemälde behalten wir eine so anschauliche Erinnerung im Gedächtnis, daß wir glauben könnten, nicht eine Beschreibung gelesen, sondern ein wirkliches Malerwerk gesehen zu haben. Der Art ist z. B. die nächtliche Arbeiterversammlung in der Waldlichtung, nur daß das Lautleben, das Stimmengewirr, das ebenfalls in unserem Gedächtnis lebt, von der Uebermacht der Dichtung über die Malerei Zeugnis ablegt.

Was aber das augenfälligste und markanteste ist an Zola's Eigenart, das sind die Stimmungen und Gemütsbewegungen, auf die er mit Vorliebe bei seinen Lesern hinarbeitet. Er ist rauher und härter als vielleicht irgend ein anderer Dichter; wieder eine Reaktion gegen die unmäßige Weichlichkeit, die vordem üblich war. Selten erzeugt er harmonische, zarte Empfindungen; er liebt das Heftige, Gewaltsame, ja Grausame, und seine Leser, wohl oder übel, müssen es auch lieben. Aber werden sie nicht roher dadurch? Wir kommen damit zu einem wichtigen Punkt, zur Frage nach der moralischen Einwirkung Zolas auf seine Leser.

Man meint wohl gewöhnlich, einen besonders hohen und aufgeklärten Standpunkt zu verrathen, wenn man behauptet, daß die Kunst mit der Moral gar nichts zu schaffen habe. Natürlich müssen sie miteinander zu schaffen haben; zwei so hervorragende Gebiete eines und desselben gesellschaftlichen Lebens werden nie beziehungslos neben einander stehen. Aber ich behaupte noch mehr; im Kollisionsfall muß selbstverständlich die Kunst der Moral weichen. Denn die reale Wohlfahrt der Gesellschaft, welche fast ausschließlich von der Moralität ihrer Glieder abhängt, ist doch wohl wichtiger als ein paar gefährliche Kunstgenüsse, neben welchen es noch genug ungefährliche gibt. Man hat auch das falsche Dogma von der absoluten Freiheit der Kunst von allen Moralrücksichten nur aufgestellt gegen die dummen landläufigen Vorwürfe der Moralphilister, welche jede kräftige Sinnlichkeit in der Kunst für „moralgefährlich" erklären, als wäre Moral identisch mit Einschränkung und Aushungerung des Geschlechtstriebs. Ueber den Standpunkt sind wir weg; aber auf andere Weise könnte die Kunst die Moral schädigen. Wie der häufige Appell an den Tugendtrieb, an die Sympathie und überhaupt an die sanfteren und idealeren Regungen des Herzens entschieden eine Kräftigung dieser erwünschten Funktionen durch Uebung hervorbringt, so werden wir umgekehrt ohne Zweifel rauher und härter, also (am moralischen Zukunftsideal gemessen) schlechter, wenn Zola beharrlich unsere natürliche

Anlage zu Grausamkeit und Brutalität funktionieren läßt, eine Anlage, die doch auf einer höheren Kulturstufe durch Nichtgebrauch rudimentär zu werden bestimmt ist. Bei näherer Betrachtung erscheint dies aber als kein Unglück, denn die heutige Weltlage ist eben leider noch von der Art, daß ein ziemlicher Grad von Härte und Schroffheit, namentlich in der Behandlung allgemeiner sozialer Fragen, notwendig ist. Die Schäden, deren unsere unsolide Gesellschaft so viele besitzt, sind mit Rosenwasser bekanntlich nicht zu kurieren. Was sollen die zimperlichen Aerzte, die, statt den faulen Zahn mit einem akuten Schmerz = 1 zu reißen, uns zu einem chronischen = 10 verurteilen? Mögen immerhin die Heutigen sich gründlich zolaisieren, desto besser werden sie thun was ihres Amtes ist. Von Verrohung aber soll man so lange nicht reden, als uns die Fähigkeit zu zarten und hohen Empfindungen nicht dabei verloren geht, und das muß sie durchaus nicht. Unser Empfindungsrepertoir wird nur erweitert aber nicht verschlechtert, und wir werden nur um so sicherer in jedem Fall die richtige Reaktion bereit haben; Härte, wo sie nötig ist, und Zartheit, wo sie angeht; oder auch Gleichmut, wo dieser am Platz ist, und der ist meistens am Platz.

Wir dürfen aber nach dieser Apologie noch die positive Behauptung aufstellen, daß Zolas Kunst für eine direkte Höherbildung des menschlichen Typus keineswegs verloren ist. Und eine solche Wirkung muß jedes Kunstwerk ausüben, wenn es groß heißen soll; es muß große und hohe Empfindungen erregen, die nur in einem hochgebildeten verfeinerten Gehirn möglich sind, und deren Erzeugung und öftere Reizung den bis dahin erlangten höchsten Sublimitätsgrad des Empfindens gleichsam verfestigt, so daß die Entwicklung zu einem noch höheren weiterschreiten kann.

Als Beispiel einer solchen Wirkung führen wir eine Stimmung aus dem Schluß des 2. Teils von „Germinal" an. An dem verfallenen Schacht von Réquillart, wo Nachts immer die Liebespärchen herumschwärmen, wie die Maikäfer, wenn es dunkel wird, sitzen die beiden Alten Mougue und Bonnemort beisammen, während ringsum die Verliebten ihr Wesen treiben und heimliches Flüstern und Küssen von da und dort an ihr Ohr dringt; sie reden kein Wort, brüten nur dumpf vor sich hin und überträumen ihr Leben und ihre Jugendzeit. Und auf den Leser geht dieselbe Stimmung über, aber in seinem gebildeteren Gehirn erhöht sie sich sofort zu einem ähnlichen Ueberträumen nicht seines sondern dieses ganzen Daseins. Wie aus einer geistigen Vogelperspektive schaut er darauf hin, in jener wunderbar weltfremden Stimmung, in der ein Teil von uns tot scheint und der andere nur so weit noch mit dem Leben verbunden ist, um die Welt halb zu verstehen, halb anzustaunen; in dunklem Drang strebt man etwas zu finden oder an etwas sich zu erinnern, was aber nichts von der gewohnten Welt ist, etwas unbekanntes und doch unzweifelhaftes; wie ein Blindgeborner, mit seinem dumpfen Wärmesinn allein, die Sonne kennt und nicht kennt.

Solche und ähnliche Stimmungen können ein bedeutungsloses Spiel des Gefühlsvermögens sein, vielleicht gar wahnsinnverwandte, krankhafte Erzeugnisse unserer Hyperkultur, — und es gibt Aerzte, welche fast unser ganzes hochgetriebenes Geistesleben als ein pathologisches Gehirnphänomen betrachten; vielleicht aber sind sie auch etwas von einer Vorahnung eines höheren Zustandes, den die Menschheit noch erreichen soll.*) So mögen auch beim Uebergang zum Menschentum, in den Schädeln der letzten Affengenerationen zuweilen menschenähnliche Anwandlungen vorgekommen sein, wie am Frühhimmel dem Aufgang der Sonne einzelne zuckende Strahlen vorausgehen.

---

*) Vgl. Seite 202 und 204 dieser Zeitschrift.

Zwei dramatische Szenen.

Von Julius Kiffert.*)

I.

Italien. Zelt Heinrichs.

Eingang hinten. Vorn rechts Tisch und Sessel.

Hohenstaufen allein, sitzend, liest in einem Buch.

Hohenstaufen.

„Friede soll sein auf Erden und den Menschen
Ein Wohlgefallen." Ja, so steht es hier!
Doch wo ist Friede? Fünfzig Jahre schon
Krieg, nichts als Krieg! Des Jammers! Fried' auf Erden!
Und kann doch eben aus derselben Schrift
Beweisen nicht, daß ich es falsch verstanden;
Es ist so, wie ich las! Ja wenn er kommen wollte!
Doch wo ist Absehn? Siegen heute wir —
Gott füg's! — was dann? so ziehn wir gegen Norden,
Wo sich die Sachsen wie Gewitter mehren,
Dann gegen diesen Papst, wider den andern,
Erwählen einen neuen — ach des Lebens!

König Heinrich tritt auf.

Heinrich.

Was für ein jämmerlich Geschrei war da?

Hohenstaufen.

Soeben zog ein Hauf vertriebner Leute
Mit Sack und Pack hinaus — 's ist jammervoll!
Da, noch kannst du sie sehn! Und dort, hilf Himmel!
Der blut'ge Schein weist auf ein neues Unheil!
Ach, ob des Elends der gequälten Menschen!

Heinrich (düster).

Und tausend Dörfer brannten bei den Sachsen! —
Ich will allein sein. —

(Hohenstaufen ab.)

*) Aus dem Trauerspiel „Kaiser Heinrichs Tod", drittem (Schluß-) Stück der Trilogie „Kaiser Heinrich der Vierte" (Leipzig, C. Reißner). Dasselbe behandelt den Konflikt Kaiser Heinrichs des Vierten mit seinen beiden Söhnen Konrad und Heinrich (V.); der erstere ist der Empörer ohne, der letztere mit sittlicher Berechtigung, da des alternden Kaisers Hand Deutschland den Frieden nicht zurückgeben kann. Seit fünfzig Jahren wütet im Reich der Krieg zwischen dem Kaiser und den Fürsten (die Sachsen, erstes Stück der Trilogie) einerseits, und dem Papst (König Heinrich und Gregor, zweites Stück) andererseits; das Vorspiel (Königswort) hat die Charakteranlage Heinrichs, aus welcher diese Zusammenstöße mit Notwendigkeit hervorgehen, zu begründen. Ein tiefes Friedensbedürfnis durchzieht die deutschen Länder; dies trifft mit der ersten Kreuzzugsbewegung Peters von Amiens zusammen, in der man einen Ausdruck der Sehnsucht nach dem himmlischen Frieden erblickt. Daher das Auftreten Peters des Einsiedlers in der folgenden Szene (Akt III. 2.), welche der Schlacht vorhergeht, die des ältesten Sohnes Untergang herbeiführt. In der hier mitgeteilten zweiten Szene (Akt IV. 1.) suchen die beiden Gegenpäpste Klemens und Urban, die unwürdigen Nachfolger eines Gregor VII., Versöhnung beim Blute Christi, dem Wein, durch gegenseitig geplante Vergiftung. Der Sieger in diesem Zweikampf, Urban, beschließt den Kreuzzug. — Personen: Heinrich der Vierte, Friedrich von Hohenstaufen, Peter der Einsiedler, Papst Urban, Papst Klemens, Cajus, ein Höfling des letzteren, und ein Chor junger Geistlicher.

Leben! leben! leben!
Das Daſein futtern! ſeinen Schutzgeiſt betteln!
Um Nahrungsfriſt, wär' beſſ'rer Name — o!
(Setzt ſich.)
Ich hörte einſt von einer alten Sage.
Es ſchreitet müd' des Weges und des Lebens
Der Wandrer durch den Wald. Da tritt zu ihm
Ein ſtiller, fremder Mann, mit mildem Ernſt
Den Arm ihm bietend: „Komm' ich will dich führen.“
Dem Pilgernden wird leicht zu Mut. „Hab' Dank
„Für die Erquickung,“ ſpricht er, „ſind wir bald
Am Ziel?“ — „Dort jenes Licht, es iſt mein Heim.“
Und wie ſie auf die Schwelle treten, ſinkt
Der Wandrer ſanft zu Boden; der ihn freundlich
Geführt, das war der Tod — er leitete
Den Lebenskranken in ſein Haus — ach wäre ich's!
(Verhüllt ſein Haupt auf dem Tiſch.)
Peter von Amiens iſt während der letzten Verſe ſtill eingetreten.

Peter.

Der ſcheint ſehr traurig! —
(Pauſe. Tritt vor. Laut:)
Du haſt auf ſtille Stunde mich verwieſen,
Zu hören mich — es ſchien, die Stunde kam.

Heinrich (ihn betrachtend).

Wer biſt Du?

Peter.

Pilger.

Heinrich.

Heißeſt?

Peter.

Peter heiß' ich.
Von Amiens auch — der Eremit wohl noch.

Heinrich.

Und willſt?

Peter.

Der Menſchheit Heil!

Heinrich (nach einer Pauſe).

Du ſonderlicher Mann! —
Und denkſt du das zu finden?

Peter (noch immer ſtill und traurig).

Ja.

Heinrich (tritt zu ihm, reicht ihm die Hand).

Du Armer!
Du warſt wohl nicht von jeher ſo geartet?

Peter.

Schon frühe ſchickte mich ein rauher Vater,
Mein los zu werden, in ein Kloſter. Traurig
Und dumpf wuchs ich da auf. Einſtmals ſchlug ich
Im Zorn den Zellgenoſſen — dieſer ſtarb.
Darob ward mir zuteil als ſchwere Buße,
Barfuß zu wandern ins gelobte Land.

Mürrisch durchstrich ich Wüsten — wenn mich einer
Erschlagen auf dem Weg, mir wär's erwünscht gewesen.
(Bisher hat er monoton und traurig gesprochen. Er hält inne. Sein Gesicht wendet sich nach oben; sein Blick beginnt zu leuchten.)
Da — kam ich nach Jerusalem!
(Heinrichs Hand wild ergreifend.)
Herr! Herr!
Warst du einst dort? —
O ew'ge Gottesstadt!
Wo, wie von sel'ger Reigen Mund, die Lüfte
Verklingend zarte Himmelslieder tönen,
Wo Palmen tausendjährig dir die Kunde
Vom Gottessohne leis geheimnisvoll
Zulispeln, wundertiefe Ströme
Vergangnes, nicht Vergangnes mehr, dir murmeln,
Und von dem brennenden Sand des Wüstenwegs
Verzückt dein Auge aufstarrt, wie es oben
Die Seligkeit des Himmels offen sieht!
Da packt's ihn gräßlich wie den Kahn zum Riff —
Hintreibt's ihn grauenvoll, bis er ermattet,
Zerhärmt der Leib, vertrocknet seine Zunge,
Selig am Altar seines Heilands kniet!
O Herr, da habe ich gebebt, geschrien,
Wie ein Wahnsinniger, vom Troß verspottet
Der Büßer, krallt' ich in die Brust die Hände,
Lautwütend: Sage, was ich büßen soll —
Und wären's Martern, nie auch noch gedacht —
Ich will sie tragen — gieb, gieb sie mir kund!

So lag ich lange wohl. Als ich erwachte,
Verschwunden war der heiße Dunst des Tages —
Blau ausgespannt lag Gottes Krönungsmantel,
Der sterngestickte, über seiner Welt —
Und droben lächelte, ein Jesusauge,
Der silberne Mond herab in milder Pracht,
Und leise, wie von Harfen säuselt' es
Vergebung! laßt die Kindlein zu mir kommen!
Da, Herr, da hab' ich laut gelacht, geweint —
Da wurde mir's, wie ich ein selig Kind einst
In Urunschuld den Blick in's Leben hob,
Da war's, als sei der ird'schen Hüll' ich ledig,
Und licht, wie ein Jenseit'ger wandelt' ich —
So wie ich sinnend in der Kindheit Tagen
Die Schwester mir gedacht, die früh mir starb,
Leichtschreitend, lächelnd, schmerzlos, sanft und klar —
Da kam es über mich und schluchzend fleht' ich:
Es ist zu viel — laß es genug sein, Herr!
(Er ist zusammengesunken, und weint leise.)

Heinrich.

Steh auf! Steh auf!

Peter (hat sich gefaßt).

Vergieb, mich übermannt' es. —
(Mit veränderter Stimme, männlich).
Die heil'ge Sadt ist in der Fremden Macht,
Wenn ich die Greuel dir erzählen sollte,

Es bräche wohl dein Herz. Doch seit der Stunde,
Da sich, wie Paulus einst, mein Aug' geöffnet,
Treibt's ruhlos mich von Ort zu Ort, von Land
Zu See, von Ost zu West: Auf! auf!
Laßt euren Zwist, ihr Menschen, nehmt die Waffen,
Entfaltet eure Banner und erstreitet
Die heil'ge Stadt, die in der Heiden Hand!
O König, du bist der Herrscher einer Welt —
Auf! was kann Höheres dein Leben krönen,
Als daß du prangend gegen Osten ziehst,
Bis du dein Heer, das palmenschwingende,
Führst durch die Thore der erlösten Stadt. —
Nein, stoß' mich nicht zurück — sieh mich nicht an
Als Quäler — denn fürwahr! seit jener Stunde
Ist mir ein Dämon in das Herz gesenkt —
Was mir bisher noch hier gewohnt, erstarb,
Und rufen muß ich, schrei'n mein Losungswort —
Nicht rasten läßt es mich — es stößt mich vorwärts
Wie's müdbeladene Maultier auf dem Pfad
Der grimme Stachel treibt — und wenn ermattet
Ich auch zusammenbreche, todesmatt,
Doch tönt's im Ohr mir gellend, jagt's mich auf,
Das grauenvolle ew'ge Losungswort!
So stürm' ich ruhelos durch alle Welt,
Bis endlich ich gefunden, was ich suchte:
Dann, Jesus, kann dein Diener schlafen gehn!
War ich das Roß doch, das den Reiter trug
Ueber den Schlund, den gräßlich gähnenden —
Sinkt auch das Roß zerschmettert in die Tiefe
Es starb ja gern, sein Reiter ist gerettet!

(Schneller Trompetenstoß.)

Hohenstaufen (eilig auftretend).

Der Feind! der Feind!

Heinrich (Peter lange anblickend).

Was bist du für ein Mann!
Gieb zwei der Welt, wie du der eine bist:
In einem Säculum starb aus die Erde.

Peter (heftig).

So warst der erste du, der mich verstanden,
Und die Erfüllung meines Sehnens kam?

(Neuer Trompetenstoß.)

Hohenstaufen.

Herr, eile, eile, schon von fern
Sieht man den Vortrab deines Feindes —

Peter (wild).

Herr!
Geh nicht von hinnen, Herr — ich laß dich nicht —
Ich halte dich mit allen Fasern fest. —

(Neuer Trompetenstoß.)

Heinrich.

Hörst du? — die Hand! leb' wohl!

Peter (entsetzt).

Bedenke, Herr,
Das fürchterliche Losungswort —

Heinrich.

Genug! —
Zum schweren, schweren Tag!

(Mit Hohenstaufen ab.)

Peter (schreiend).

Herr! Herr!

(Trompeten und Geschrei draußen.)

Peter

(nach einer Pause, eine Thräne unterdrückend, traurig).

Nun — weiter, weiter ziehn!

(Langsam ab.)

II.

Italien. Rom. Inneres einer Kirche.

Querdurchschnitt des Hauptschiffs, das vom Hintergrunde der Bühne, wo sich Chor und Orgel befinden, bis in den Zuschauerraum laufend gedacht wird. Je eine Reihe mächtiger Säulen, deren Schluß nebst Decke der Kirche nicht sichtbar ist, schließen an beiden Seiten das Hauptschiff gegen die Nebenschiffe ab. Im Hintergrunde, unter dem Chor zwei große Eingänge, durch einen Pfeiler getrennt. An den Wänden hängen gewirkte Teppiche; Kronleuchter, in der Mitte schwebend, alles in auserlesenster Pracht. Der Chor ist verhängt. Im Vordergrunde rechts ein Tisch mit einer kunstvollen Kanne und zwei Pokalen. Noch ist alles nur schwach durch eine Ampel erleuchtet.

Peter von Amiens im Vordergrunde bewußtlos liegend, Diener um ihn beschäftigt. Papst Urban tritt links ein.

Urban.

Noch immer ohne Sinn? Laßt mich mit ihm allein.

(Diener ab.)

Ich weiß die Losung, die ihn wecken soll. —

(Sich umschauend.)

Die bunte Pracht! das wird ein Schauspiel werden,
Wenn dieser Clemens, der mit Judaskuß
Mich kirren will, wie eine ekle Ratte
Am Boden liegt, gefällt durch eig'nen Witz. —
He, Mönch!
Du sprachst von einem reis'gen Zug nach Ost?

Peter (sich langsam aufrichtend).

Herr? —

(Sich umschauend.)

So — ja so — mir kommt's zu Sinne wieder —
Ich bin wohl matt zusammen hier gesunken —
Vergieb, mein lieber Herr —

(Richtet sich halb auf.)

Ach, wenn du wüßtest,
Wie hier im Busen die Begeist'rung frißt,
Sie möchte, wie der Sturmwind, der gewaltig
Die Wipfel kämmt, die Menschen mit sich reißen,
Da aber fährt sie an die kalte Brust
Des Felsens und nur öder, trockner Staub
Ist's, der aufwirbelt — da — da krampft's
Sich in mir gräßlich auf von wildem Weh —

(Wieder matt werdend.)

Verzeih!

(Stützt die Hand trostlos auf den Boden.)

Urban.

Doch wenn gekommen endlich deine Stunde —

Peter (aufmerkend).

Wie, Herr?

Urban.

Wenn deine Sehnsucht auch die meine?

Peter (sich weiter aufrichtend).

Mein lieber Herr?

Urban.

Wenn jener Zug
Nach Osten nun geschähe?

Peter (ganz stehend).

Herr! —
Ach, dann —
Dann könnt' ich schlafen gehn! —

Urban (stark).

Sie ist gekommen!
Nach Osten zieht man — meine Hand darauf!

Peter (wieder in die Knie sinkend).

Herr! Herr! ich weiß nicht, taumelt mir das Hirn?
Wenn's wahr ist — o vergieb! — so will ich — wär's
Das Schwerste auch — Herr! Herr!
(Lacht und klatscht in die Hände.)
Und wär's das Grausenvollste — o verzeih!
Ich hab' so lang geweint; doch lachen macht's mich —
Das Grausenvollste, wovor Menschenhand
Rückschauderte — ich thu's für dich — ja! ja!
(Lacht wieder und hebt die rechte Hand hoch.)

Urban.

Du schwörst?

Peter.

Ja, ja! Sieh, Herr, ich schwöre ja!
(Weich.)
Doch du auch darfst das Liebe nicht vergessen!

Urban.

Ich gab mein Wort. — So höre, was ich fordre,
Sobald von oben dort der Chor ertönt,
Zieht Papst Clemens in diese Hallen ein.
In Frieden reichen wir die Hand uns, ein Konzil
Wird richten, wer hinfüro Herrscher sei. —
Damit die Qual des Wählens nicht zu schwer,
Hat Papst Clemens bei dem Versöhnungstrunk
Den Wächter schon bestellt, der dafür sorge,
Daß nur auf ihn des Amtes Bürde falle.

Peter.

O Greuel! Greuel über Greuel!

Urban.

Du aber, Mönch, wirst dafür Obacht tragen,
Daß dieser Trank in rechte Hände komme!

Peter (entsetzt).

Herr! Herr!

Urban.

Dann blasen wir gen Ost — entscheide dich!

Peter (nach kurzer Pause).

Es soll geschehen.

Urban.

Schwör's!

Peter.

Ich schwöre.

Urban.

Komm'!

(Beide links ab.)

Der Saal erhellt sich plötzlich. Zugleich fällt von dem Chor der Vorhang zurück: eine Anzahl junger Geistlicher ist daselbst aufgestellt.

Chor.

Friede dem Reinen,
Friede dem Manne, der Frieden sucht!
Heil ihm und Segen!
Denn nichts, fürwahr!
Erfreuet mehr,
Als wenn in Eintracht
Wie Brüder die Hände
Die Menschen sich reichen!
Schön ist der Frühling,
Lieblich das Wehn
Der Morgenlüfte auf Bergeshalden,
Schöner und lieblicher doch
Als Eintracht nichts!

Während des Gesanges sind von rechts Papst Clemens mit geistlichem Gefolge, unter ihm Cajus, von links Papst Urban, ebenfalls mit Gefolge, unter ihm Peter, aufgetreten.

Clemens (während des Aufzuges, leise).

Cajus! —

Cajus.

Herr?

Clemens.

Doch den rechten, hörst du?

Cajus.

Freilich! —

Clemens.

Sieh da, mein teurer Bruder!

(Eilt auf Urban zu.)

Endlich also!
Fast sollte ich dich schelten, daß so lange
Du deinen Anblick mir entzogst — jedoch
Mit Freuden wälz' ich alle Schuld auf mich.
Und so wahr jetzt um alles in der Welt nicht
Den Augenblick ich gäbe, dir zu sagen,
Daß du mein lieber teurer Bruder bist —
So wahr bezeuge dies mein Freundeskuß!

Urban.

Und so gewiß ich dich als größern wünschte,
Geb' ich, weil ich's so liebe, dir den Handschlag. —
He, rüstet die Pokale!

(Peter verliert sich in dem Gefolge, das den Schenktisch verdeckt.)

Clemens.

Und wie pomphaft

Du mich empfangen — diese Teppiche,
Das Auge bannend auf ihr buntes Reich,
Und dort die Macht der Stimmen, unser Selbst
Versenkend in des Himmels Harmonien!

Urban.

Ja wohl. — Ihr da, ist unser Trunk bereit?

Peter (aus der Menge tretend).

Ja, Herr!

Clemens (beiseit).

Cajus!

Cajus (beiseit).

Herr, noch ein einzig Wort —
Wenn du's bedächtest!

Clemens (wie oben).

Falscher! —

Cajus (wie oben).

Herr, ich thu's!

(Verliert sich nach dem Schenktisch zu.)

Urban (währenddes).

Er will sein Schicksal! — Peter!

Peter (leise).

Herr?

Urban (leise).

Ans Werk!
Vertausche die Pokale.

(Peter tritt unter die Menge und verliert sich daselbst. Cajus ist wieder zu Clemens getreten.)

Urban.

Nun, wenn's beliebt?

Clemens.

Zur Rechten dir? Behüten
Die Heil'gen mich! Ich unscheinbarer Mann!
Laß mich zur Linken schreiten, wenn —

Urban.

Ich bitte —
Du bist mein Gast — ich kenne meine Pflicht.

Faßt ihn unter. Das Gefolge teilt sich ehrerbietig; man sieht den Schenktisch mit den beiden Pokalen. Sie schreiten darauf zu.)

Urban (dem Peter den Pokal reicht).

Gieb her! — Hier, teurer Bruder, wenn's beliebt!

(Bietet ihn an.)

Du stockst?

Clemens (beiseit).

Es ist der rechte doch?

Cajus (beiseit).

Gewiß!
Ich stellte ihn zur Linken hin der Tafel.

Clemens.

Vergieb — Bewund'rung nur vor dieses Bechers Kunst!

Urban.

Wohlan — da oben ihr, laßt euer Lied ertönen! —
Daß Einer künftig nur der Herr!

Clemens.

Nur Einer!

(Stoßen an und trinken.)

Chor.

Wohl dem Reinen,
Welcher den Frieden sucht!
Doch wehe dem Thoren,
Welcher vermeint,
Er könne mit List
Die Wahrheit betrügen!
Es lebt noch ein Gott
Und er läßt sich nicht spotten!

(Beide, nachdem sie die Becher abgegeben, sind unwillkürlich einen Schritt zurückgetreten und schauen sich an.)

Peter

(ist verhüllten Hauptes ins Knie gesunken.)

Urban (nachdem der Chor geendet).

So ist das Werk denn des Versöhnungstranks
Gethan und heit'rer Lust sei auch ihr Teil —
Komm', deinen Arm!

(Ergreift Clemens Arm. Das Gefolge zieht sich in den Hintergrund zurück. Urban mit Clemens auf- und abwandelnd.)

Nun, teurer Bruder, wie's mich herzlich freut,
Daß ich so willig dich gefunden —
Schon glaubte ich — du würdest mir's versagen.

Clemens.

Versagen — ich? O wie du schlecht mich kennst!
O Gott! es lebt kein Mann auf dieser Erde,
Der so den holden Frieden liebt, wie ich.

(Beiseit.)

Und das ist wahr!

Urban.

Auch ich kann dir versichern,
Es lebt kein Sünder unterm Himmel wohl,
Der so es wünscht, daß Einer Herrscher sei.

Clemens (beiseit).

Das, hoff' ich, wird geschehn. —

(Laut.)

Und was das andre
Betrifft von dem Konzil, so bin ich ganz
Der Meinung, die du hegst —

Urban.

Nur wie du willst!

Clemens.

Nicht ich! Bis dahin werden
Wir brüderlich die hohen Rechte teilen,
Das heißt, ich leg' sie ganz in deine Hand.

Urban.

Und wie —
Was ist dir?

Clemens.

Nichts.

Urban.

Und wie auch immer
Der Entscheid falle — der, den sie gewählt,
Er trägt dem andern nichts zum bösen nach.

Clemens.

Gewiß nicht, Bruder! Fast sollt' ich dir zürnen,
Daß du noch —

Urban.

Doch was ist dir?

Clemens.

Mir? o nichts!
Daß du noch Zweifel hegst, geliebter Freund.
(Beiseit.)
Er ahnt nichts!

Urban.

Doch, sie lassen uns im stich —
He, ihr da! einen neuen Chor!

Clemens.

Nein, lieber kein Gesang!

Urban.

Wie du es wünschest.

Clemens.

Und was, mein Bruder, dann den König Heinrich
Betrifft, den Deutschen, wen sie wählen sollten —
Mit Milde walte man!

Urban.

Gewiß, mit Milde!

Clemens.

Und was dann noch —

Urban.

Was ist dir?

Clemens.

Was dann noch —

Urban.

Dir ist nicht wohl, du zuckst zusammen, Lieber!

Clemens.

Und was —

Urban.

Mein Bruder, schon vor wenig Zeit —
Da fuhrest du zusammen —

Clemens.

Was den jungen Heinrich
Betrifft vom deutschen König —

Urban

Nein du mußt's
Bekennen, dir ist wohl nicht —

Clemens.

Nichts, ein leichtes
Beklemmen nur; es wird vorübergehn —

Urban.

Nein, Bruder! Wenn der Wein vielleicht dir Lind'rung —
He da — bringt den Pokal —

Clemens (ängstlich).

Nein, keinen Wein! —
Was sie betrifft —

Urban.

Du trügst mich nicht! —
Du wirst von Augenblick zu Augenblick

Clemens.

Was sie betrifft —

Urban.

Vielleicht erquickt ein Lied dich —

Clemens (beklommener).

Nein, kein Gesang!

Urban (stark).

He, einen Chor!

Chor.

Groß ist der Herr! —
Und es dampfte der Berg
In dichtem Gewölk
Blitze umfuhren
Feurig die Kuppe —
Und mächtig erdröhnte
Im Donner sein Machtwort. —
Es lebt noch ein Gott
Und er läßt sich nicht spotten!

Clemens.

Nein — nicht — laßt! laßt! — Was sie betrifft, mein Bruder, —
Teufel auch! nein, mir ist
Entsetzlich wirr — mir flattert's vor den Augen —
Gieb, Bruder, mir den Arm — wo bist du denn?
Halte mich, Lieber — was ist — was ist dir? du —
Du trittst zurück? Was schaust du mich so an?
Was willst du mit dem Blick?

(Der Chor endet eben.)

Ich bin vergiftet! —

(Alles stürzt nach vorn. Der Chor leert sich.)

Zu Hülfe! helft! ich bin vergiftet! Hülfe!

(Alles schreit entsetzt auf.)

Nein, starr' mich so entsetzt nicht an —
Zu Hülfe!
So steht mir bei doch! Warum weicht ihr so hastig
Zurück? —
Jesus! soll ich denn sterben?
Ich wanke schon — mir bricht das Auge. —
Helft! haltet mich! Gott des Erbarmens! —

(Stürzt sich auf das Gefolge zu, um sich zu stützen; alles weicht zurück: er fällt.)

Cajus, wo bist du? — O entsetzlich! graunvoll!
So soll ich wie ein wildes Tier denn enden,
Gefangen in der Schlinge? Hülfe! Hülfe!
Ich geb' euch alles Gold der weiten Erde —
Nur noch ein Jahr — noch einen kurzen Tag
Will ich noch leben — sterben ist so entsetzlich —
Zwölf Fuß tief modern — nein! nie! nimmer! nimmer!
So hört's — ich will nicht sterben! —
O da kommt's!
Ich fühl's — helft! Hülfe! Seid ihr denn von Stein?
Fluch euch! — Mir wird so graunvoll im Gemüt —
Wo seid ihr denn? Ich kann euch ja nicht sehn!

Dort — dort — entsetzlich! Dort kommt er heran —
Das ist der Tod — ich will ja noch nicht sterben!
Weg! weg! ich bin ein Mann von starker Kraft,
Ich schlage dich zu Boden, nahst du mir!

(Ist aufgefahren; alles weicht noch weiter zurück, so daß er Urban zu fassen bekommt, der fest dasteht.)

Wer ist das da? Erbarmen! Hilf mir doch!
Stell' dich vor mich, daß mich der Tod nicht sieht —
Du sollst ja Papst sein — hörst du nicht?
Ich will ja noch nicht sterben — jetzt — jetzt — jetzt —
Ich sterbe! ich sterbe! ich sterbe!

(Wirft sich gräßlich empor; packt nach Urban, sich zu halten; er gleitet jedoch ab und stürzt mit einem Schrei kreischend zu Boden.)

Urban (stark).

Jetzt bin ich Papst! — Der König ist im Bann! —
Komm', Mönch — jetzt lassen wir nach Osten blasen!

Das Toleranzsystem.

Von Ida Barber.

Nachdruck mit Quellenangabe erwünscht.

Was ist es mit demselben? höre ich viele meiner Mitschwestern fragen, die in glücklicher Unkenntnis von dem Wesen jenes Systemes keine Ahnung haben, wie es entehrend, entsittlichend, vernichtend auf die Jugend unserer Nation wirkt und ewig als ein Schandfleck der modernen Kulturzustände angesehen werden muß.

In Frankreich, England, der Schweiz haben sich denkende, für das Volkswohl begeisterte Frauen vereint, um jenem System, das die Unsittlichkeit polizeilich legalisiert, entgegen zu wirken; man suchte Maßregeln zu ergreifen, um auf das drohende Verderben, das das Toleranzsystem im Gefolge haben muß, aufmerksam zu machen. Leider vergeblich.

Solange die Frauen in ihrer Allgemeinheit nicht fühlen, wie nicht nur jene Prostituierten, sondern sie Alle entehrt sind, solange dieses unkonstitutionelle, entsittlichende Gesetz gehandhabt wird, — ist keine Abhilfe denkbar.

In Paris hat jüngst die Sittenpolizei thatsächlich verlangt, daß sämtliche alleinlebende Frauen unter ihre Kontrolle zu stellen seien. Nicht wenig Aufsehen erregte dort jener Vorfall, der sich am Bahnhof daselbst zugetragen. Ein Banquier aus Chalon ließ seine junge Frau für wenige Minuten an der Eingangsthür des Bahnhofes, da er die Billets lösen wollte. Kaum hatte er sich entfernt, so traten zwei Sittenpolizisten auf die arglose Frau zu, forderten sie auf, ihnen zu folgen und schleppten sie, — da sie sich weigerte, zwischen sich fort nach dem Bureau des moeurs, weil sie sich mit dem eben von ihr gegangenen Herrn (ihrem Gemahl) leichtfertig benommen habe. Erst am andern Morgen lieferte man sie, halbtot vor Aufregung, ihrem Manne wieder aus. Auf seine empörten Klagen konnte dieser keine andere Genugthuung erhalten, als eine Entschuldigung der Oberbeamten wegen des vorgefallenen Irrtums! Die Polizisten hatten ja auch nur gethan, was unter dem bestehenden Systeme ihre Pflicht war. Solche Fälle kommen in Frankreich täglich vor und haben dort sogar den organisierten Kampf gegen die Sittenpolizei hervorgerufen, deren Budget voriges Jahr der Magistrat von Paris nicht mehr bewilligen wollte.

Auch in Berliner Zeitungen las man unlängst von der Verhaftung eines anständigen Mädchens aus dem Bürgerstande, als sie Nachts von einem Familienfeste allein in ihre nahe belegene elterliche Wohnung zurückkehrte.

Frau Josefine Buttler in Liverpool hat das Verdienst, Englands Frauen zum Bewußtsein gebracht zu haben, in welcher Schmach ihr ganzes Geschlecht vegetiere, solange ein solches Gesetz besteht. Sie hat unter Mitwirkung von Florence Niphtingale, Harriet Martineau, Mary Carpenter eine Gesellschaft von Frauen gebildet, die einen energischen „Protest“ in hunderttausenden von Exemplaren über das ganze Land verbreiteten. Auch Männer wie Stuart Mill, Professor Huxley, Herbert Spencer, die ersten Staatsmänner und Juristen des Landes, wie Gladstone, John Bright, Professor Fawcett plaidierten für Abschaffung des Toleranzsystemes und es ist sicher anzunehmen, daß es in England dem jetzigen Ministerium in die Grube nachfahren wird. — Angeregt durch Mrs. Josefine Buttler hat sich der Kampf gegen die obrigkeitlich geregelte Prostitution seit einigen Jahren nach Italien, der Schweiz, Frankreich, Holland, Dänemark und Schweden verbreitet. In Italien ist das Toleranzsystem mit einer Einhelligkeit von dem ganzen Volk verurteilt, die vielleicht ohne Beispiel in der Geschichte sozialer

Bewegungen sein dürfte und die ein schönes Zeugnis ablegt von der Urteilsfähigkeit wie dem sittlichen Gefühl des italienischen Volkes.

Auch in Deutschland hat man durch Wort und Schrift versucht, das öffentliche Gewissen zu wecken. Leider bisher ohne Erfolg. Nicht nur, daß Deutschlands Frauen in ihrer Teilnahmslosigkeit verharren, sie sind gar oft wie die Männer der Ansicht, daß es ein Proletariat von Frauen geben müsse, das seine sittliche Würde mit seinem Leibe und seiner Gesundheit verkaufe. Die vorherrschende Mißachtung der Arbeiterinnen, das Gewohntsein an Polizeiherrschaft läßt das Bewußtsein nicht aufkommen, welche Schande dem ganzen weiblichen Geschlecht angethan ist, solange ein Gesetz besteht, das von dem Belieben, von der Willkür irgend eines Sittenpolizeibeamten die Untersuchung und Inhaftierung einer sonst ehrbaren Frau möglich macht, wenn sie durch irgend welche Auffälligkeit zu der Vermutung Veranlassung giebt, daß sie jenen gleichgestellt sei, die aus der Schande einen Erwerb machen. Gar viele und nicht sehr zartfühlend erzogene Frauen haben die Erduldung dieser Schande nicht überleben mögen, wie jene jungen, unschuldig befundenen Mädchen in Rom und Florenz, die aus dem hochgelegenen Untersuchungszimmer den Weg auf das Straßenpflaster durch's Fenster nahmen.

Weder die versunkensten Zeiten römischer Cäsaren-Wirtschaft, noch Länder, in denen orientalischer Despotismus herrscht, haben eine ähnliche Institution, wie die des Toleranzsystems aufzuweisen, die in unseren konstitutionellen, allen humanitären Bestrebungen zugänglichen Staaten mit so großem Aufwande von Kunst und Kosten einzig und allein zu dem Zwecke ausgeführt wird, lüderliche Männer einigermaßen vor den Folgen ihrer Lüderlichkeit zu schützen. Die Männerwelt, die in zivilisierten Staaten ja allein das Recht zur Gesetzgebung hat, fand es in ihrer Machtvollkommenheit für gut, eine Einrichtung wie das Toleranzsystem zu treffen, um ihren Ausschweifungen größere Bequemlichkeit und Ungefährlichkeit zu geben; man hätte denken sollen, daß in einem Zeitalter, so stolz gerade auf seine Naturkenntnis, jene falsche, die Moral verderbende Satzung fallen werde, daß es für den Mann eine Naturnotwendigkeit sei, seinen sinnlichen Gelüsten nachzugehen und dadurch eine Entsittlichung im anderen Geschlecht zu schaffen, die nicht nur die entehrt, die seinen frechen Gelüsten dienstbar sind, sondern all' Jene, die als Frauen, Mütter und Schwestern geachteter Männer in die Gefahr kommen können, den Folgen des Toleranzsystemes anheim zu fallen.

Dumas sagt sehr richtig in seinem neuesten Werke: „Les femmes qui tuent et qui votent" Laßt die Frauen an der Gesetzgebung teilnehmen, sie werden Gesetze schaffen, die ihre unglücklichen, tiefgesunkenen Mitschwestern vor Schande bewahren und schützen; sie werden die Rechte ihres Geschlechts wahren. Die Frauen, denen die Verzweiflung die Mordwaffe in die Hand gedrückt, werden schwinden; sie wurden nur Mörderinnen, weil kein Gesetz die an ihnen begangene Unbill rächte, sie mußten Lynchjustiz üben, denn jedes Verbrechen konnte ungestraft an ihrer Unschuld, ihrer Ehre, ihrem Lebensglück seitens der Männer begangen werden.

Die Frauen und Mädchen der arbeitenden Klassen sind es ganz besonders, die oft zu Tausenden mit Leib und Seele den egoistischen Interessen der Reicheren geopfert werden. Man spricht von dem rothen Gespenst des Sozialismus, von Klassenhaß! Sollte es nicht der Mühe verlohnen, erst einmal die thatsächlichen Gründe zum Klassenhaß wegzuschaffen? Die giftigsten geschriebenen und gedruckten Worte können dazu nicht annähernd so aufstacheln, wie die eine Thatsache des Toleranzsystems, das klar, offen, unverhüllt und — offiziell den weiblichen Teil der ärmeren Klassen schutzlos und rechtlos den gemeinsten Begierden der Besitzenden preisgibt.

Wollte man in Konsequenz des Toleranzgesetzes, das die mit Krankheit behafteten Frauen inhaftiert, verlangen, daß die mit gleicher Krankheit behafteten Männer ebenfalls, um unschädlich zu sein, gefänglich eingezogen werden sollten, es würde dies als eine tödliche Beschimpfung, eine unerträgliche Tyrannei mit allen denkbaren Waffen von den Herren der Schöpfung zurückgewiesen werden; und doch will das Gesetz: Gleiches Recht für Alle! Und wenn es auch den lasterhaften Männern ermöglicht werden könnte, ungestraft zu sündigen wollten wir uns und unsere Mitschwestern diesem — erhabenen Zwecke opfern? Denke man sich in das Gefühl einer Frau aus dem Volk hinein, die durch ihre Armut genötigt ist, ihre jungen, eben zu voller Schöne erblühten Töchter ihren Erwerb in den Häusern der Reichen als Arbeiterin, Dienstmagd, Bonne, Gesellschafterin, oder Erzieherin suchen zu sehen! — Nach dem jetzt herrschenden Gesetz scheint dem begüterten Mann die Unschuld jedes Mädchens käuflich — er selbst geht schuldlos aus. Wie er auch an der armen Kreatur gesündigt, er kann sie, trotzdem er ihr ein Eheversprechen gegeben, trotzdem sie vielleicht die Mutter seines Kindes ist, verlassen, wie und wann er will. Sind denn die Frauen bei uns wirklich noch die weißen Parias, die schutz- und rechtlos vor der Männerwelt dastehen?

Das Toleranzsystem schützt die Männer, aber welches Gesetz schützt die Frauen? Es gilt als unweiblich und schamlos, eine Sache zu bekämpfen, von der der „gute Ton" vorschreibt, daß eine Frau sich zu stellen habe, als wisse sie nichts davon; und doch ist diese Frage zunächst eine Frauenfrage, die das offene Heraustreten, die Mitarbeiterschaft aller denkenden Frauen erfordert; jede einzelne in ihrem Kreise vermag dahin zu wirken, daß jene Schmach, der tausende und abertausende unseres Geschlechts zum Opfer gefallen, jene Schmach die die männliche Unsittlichkeit legalisiert, aufhöre. Jede einzelne Frau kann die Männer ihrer Familie beeinflussen und ihr Gewissen wecken!

Sagen wir nicht, daß uns unsere sittliche Entrüstung zu nichts helfen werde, daß sie Gesetze und Polizeiverordnungen nicht umändern könne, daß dies die Männer selbst thun müssen. Die Männer werden es thun, wenn der sittlich bildende Einfluß edler Frauen sie zu dem Bewußtsein bringt, wie die jetzige Gestaltung des Lebens zwischen den beiden Geschlechtern eine sowohl Mann wie Weib entehrende ist. Die Würde des Staates und der Wissenschaft, die heiligsten Grundrechte persönlicher Freiheit, die Sittlichkeit, Kraft und Gesundheit des Volkes leiden, solange jenes

Toleranzsystem in Macht und Ansehen ist. Nicht nur die Mütter des Volkes, die für die Ehre ihrer erwachsenen Töchter zu bangen haben, sollten zum Nachdenken kommen, auch die Frauen aus den besseren und besten Ständen, denen an dem sittlichen Gedeihen, an der ungeschwächten, unentnervten Gesundheit ihrer heranwachsenden Söhne gelegen ist. „Man spricht nicht gern davon!“ Doch, wie wohl thäte man, in der heranwachsenden männlichen Jugend, die sich ja so gern auf Ritterlichkeit ausspielt, das Gefühl dafür zu wecken, daß es unritterlich ist, die Zahl jener armen Verworfenen, denen hernach keine ehrliche Lebensstellung mehr möglich ist, zu vermehren. Die armen Mädchen fangen mit einer naiven scène d'amour an und endigen — als Prostituierte.

In einer unserer ersten Universitätsstädte hat die Polizei beispielsweise 4000 Mädchen auf ihrem Register und doch giebt sie die Zahl der weiblichen Prostituierten mit wenigstens 24,000 an! Welch ein Streiflicht wirft diese Zahl auf unser Familienleben, auf die Führung unserer erwachsenen Söhne, die wir in falsch verstandener Scham aufmerksam zu machen unterlassen haben, wie sie gegen Moral und Gesundheit sündigen, indem sie in Ausschweifung und Kurtisanenschaft ihre Zerstreuung suchen. Die aktiv Schuldigen an jenen heillosen Zuständen, die namentlich in großen Städten eine Immoralität begünstigen, die gar oft jedes geordnete Familienleben illusorisch macht, sind eben die Männer. Es kann den denkenden unter ihnen nicht verborgen bleiben, daß das Volkswohl und die allgemeine Sittlichkeit so lange gefährdet sind, als jene Zustände herrschen. Sämtliche Kulturstaaten — und wäre ihre Macht eine noch so intensive — gingen und gehen dadurch ihrem Verfall entgegen, daß systematische Sittenlosigkeit und lüderliches Leben die Jugend entnervte. Man kannte ehedem keine Gesetze, die dem männlichen Laster einen Freibrief sicherten und ihnen eine Masse von Frauen gesetzmäßig zur Verfügung stellte. So tief hatte man selbst in den Urzeiten die Menschheit des weiblichen Geschlechtes nicht zu erniedrigen gewagt. Tacitus schildert die Anschauungen unserer altdeutschen Vorfahren, indem er sagt: „Durch Sittenlosigkeit Geschändete versenken sie (die Germanen) in Schlamm und Sumpf“. Wo ist die gute, alte Zeit? Sind wir wirklich fortgeschritten, wenn im neunzehnten Jahrhundert ein Gesetz noch bestehen kann, das — um den Männern die Sicherheit zu geben, ungestraft sündigen zu können — die ganze Frauenwelt entehrt? Das Toleranzsystem kann sich gegen jede Frau richten und wenngleich man uns entgegnen wird, daß der geübte Blick eines Sittenpolizisten selten fehl geht, so ist es doch Thatsache, daß nur zu häufig in größeren Städten, wo Frauen aus fernen Ländern, sei es durch ihr verändertes Auftreten oder durch eine abnorme Tracht auffallen, der Gefahr unterworfen waren, vom Sittenpolizisten befragt oder gar auf das Bureau geführt zu werden. Solche Vorfälle sind leider unvermeidlich, so lange das Toleranzsystem noch besteht. Sollen die Sittenpolizisten unter der ganzen weiblichen Bevölkerung die heimlichen und möglichen Prostituierten herausfinden, so müssen sie schon jede Frau darauf ansehen, ob sie eine ist. Aber kann eine Frau mit irgend welchem Schamgefühl, können ihre männlichen Angehörigen dies wissen und einen solchen Zustand dauern lassen? Unsere Gesetzgeber, unsere liberalen Vorkämpfer mögen bedenken, daß sie kein Recht haben, sich über Polizeivergewaltigung und Strafhaft für Preßvergehen zu beklagen, so lange sie dies System vollständiger, unverantwortlicher Polizeiherrschaft über die Frauen des Volkes dulden.

Man wendet oft ein, daß durch die Sittenpolizei die Ordnung auf den Straßen geschützt werde, daß ohne diese Kontrolle sich gar nicht auskommen ließe; dies aber ist eine Täuschung; das Toleranzsystem toleriert jede beliebige Menge Prostituierter und kontrolliert nur das Einfinden zu den vorgeschriebenen ärztlichen Untersuchungen. Man hält hiefür einen kostspieligen Apparat von Beamten, Aerzten u. s. w. und macht Ausgaben, die einer besseren Sache würdig wären. So lange das Toleranzsystem besteht, ist der Sittenlosigkeit gesetzlich Vorschub geleistet. Unser Familienleben würde sich reiner gestalten, unsere Jugend würde moralischer, enthaltsamer, gesünder und kräftiger sein, wenn die Männerwelt nicht in dem geschilderten, verderblichen Wahn befangen wäre.

Das Toleranzsystem aber kann nur gestürzt werden durch das Erwachen sittlicher Empörung in den Völkern; und nur die Frauen können solche Empörung wecken und nähren, weil sie zuerst und am stärksten selbst fühlen, fühlen müssen, sobald sie wissen, daß ein derartiges schmachvolles System wirklich noch zu Recht besteht. Möge man sich nicht scheuen, Vorlagen den Parlamenten zu unterbreiten, die öffentliche Meinung darüber aufzuklären, Petitionen auf Petitionen zu entsenden, bis endlich Wandel geschaffen ist.

Es ist Pflicht edler Frauen, an diesem Werke der Ehrerweckung ihres Geschlechts Anteil zu nehmen; — dem Reinen ist Alles rein! Keine ehrbare Frau braucht zu fürchten, dadurch in ihrer eigenen und der Achtung ihrer Nebenmenschen zu sinken, daß sie offen Partei gegen jenes unsittliche Treiben nimmt, das ungestraft ihr ganzes Geschlecht schändet.

Englands vornehmere Frauen sind von anerkannt moralischer Durchbildung und gerade die besten unter ihnen sind es, die sich zum Anwalt jener Unglücklichen machen, deren tiefe Schande ihnen nicht mehr das Recht gibt, eine Sache, der sie zum Opfer gefallen, selbst zu vertreten und vor der Oeffentlichkeit gegen ihre Verführer, Entehrer und Ausbeuter laut Klage zu führen! Vielleicht geben diese Zeilen Anregung zu ernstem Nachdenken und einzelnen energischen Frauen den Mut, in einer zwar heiklen, aber deshalb nicht minder wichtigen Frage offen Partei zu nehmen. Es ist hohe Zeit!

Ein Traum.

Von Ferdinand Avenarius.

Im tiefsten Innern unsrer Seele — dort,
Wo nicht des Denkens helle Sonne scheint,
Glimmt eine heiße unbekannte Welt.
Wir wissen nicht, was in ihr webt und wühlt —
Nur selten dehnt sie plötzlich sich und tastet
Heulend am Boden unserer Sonnenwelt
Und schüttelt ihn und reißt sich einen Spalt
Und glüht herauf. Doch vor der Sonne Licht
Schreckt sie zurück und kriecht in sich zusammen.

Nacht war's. In einem langen, dumpfen Saal
Stand ich im Siechenhaus. Nur Stöhnen hört' ich
Und Röcheln. Grelle Lichter warf der Mond
Jäh durch die lange Fensterreihe, dunkel
Dazwischen lag der Pfeiler Schatten. In ihm
Die Betten: ich erkannt' sie nicht, trat ich
Nicht dicht davor. Da faßt' es plötzlich mich
Mit diabolischer Grimasse an,
Wahnsinnig an — ein weißes Linnentuch
Umwand ich mir, und aus dem Dunkel jetzt
Trat ich in's helle Mondeslicht und nickte
Mit wild satanischer Schauspielerei
Als Sterbegeist dem Kranken zu. Der schrie
Schrill gellend auf, warf sich empor und zuckte
Und starb. Und leise schleichend schritt ich fort
Von Licht zu Nacht und aus der Nacht ins Licht
Von Bett zu Bett: Sie schrieen auf und starben,
Und weiter schritt ich, und sie schrie'n und starben,
Bis endlich, endlich auch aus mir herauf
Ein Schrei sich preßte — weg von meiner Brust
Schrie er die Hölle, und im Schrei erwacht' ich.

Aus dem Bildersal des Odeons.

Von Tobias Wolf.

In unserer geliebten Kunststadt München zieht zur Zeit die Gemäldeausstellung, welche Fleischmann's Kunsthandlung veranstaltet hat, viele Zuschauer in's Odeon. Der Katalog weist alte Namen auf, Makart, die beiden Achenbach, Fritz August Kaulbach, Hermann Kaulbach, Defregger, Holmberg, Diez, Gabriel Max, Hermann Schneider, Zügel, Grützner, Brandt, von Hößlin, Haarburger, — eine bunte Musterkarte, zu denen sich nicht minder gute und ehrenwerte Namen gesellen, welche man wohl am besten im Katalog selbst nachschlägt. Wir sollen uns in aller Kürze über unsere Eindrücke in der „Gesellschaft" aussprechen und mit gewichtiger Rezensentenmiene die Böcke von den Schafen sondern und — urteilen!

Ja, urteilen! Wie macht man das? Wollen wir Witze im bekannten Stile als Motto zu jedem Bilde fügen? Witze sind billig wie Brombeeren. Wie ein Lämmergeier fallen wir über Makarts Abundantiabilder her. „Abundantia" heißt „Ueberfluß" und jeder

Leser hat bereits die vollkommen „überflüssigen Witze“ erraten, welche diese Bilder des großen Farbenträumers herausfordern. Ach ja, er träumte nur mit Farben, der treffliche Asphaltini, je länger, je somnambuler, aber wirklich geschaffen hat er wohl nur drei oder vier Bilder in seinem ganzen Leben. Ist es nicht gar zu träumerisch, wie auf dem Abundantiabilde Nr. 2, das den schönen, weiblichen Rücken — „ein Weizenhaufen mit Rosen besteckt“ nennt im hohen Lied Salomonis der Sänger einen andern ausgesprochnen, weiblichen Reiz — dem Beschauer zukehrt, ist es nicht gar zu träumerisch, wie die kauernde Frauengestalt im roten Kleid und Federhut einstweilen ihre beiden Beine irgend wo neben sich auf die Erde hin bei Seite gestellt hat, wie ein braver Veteran seine Krücken? Die beiden dicken, verführerischen Füßchen liegen mit beneidenswerter Selbständigkeit samt zugehörigen Beinen wie ein Stillleben für sich da; daß sie zu dem großen Frauenkopfe mit Rembrandthut eigentlich gehören, kümmert sie wenig. Ach, das viele Fett! Junges, hübsches, sauberes Spanferkelfett mit rosa Zwischentönen, altgewordenes, grüngewordenes Speckfett, wurstgiftiges Fett, — ach, es sind zwei sehr fettige Bilder, diese Ueberflußbilder Makarts. Und wie schön sind diese verschiedenartigen Wurstwaren gepöckelt, geräuchert mit Asphaltlasuren und mit dem bewußten Räucheressig durchtränkt. Wie schön ist all das junge und alte Fett, in abgezogene Menschenhäute eingenäht, als hätte Apollo Männlein und Weiblein geschunden wie den Marsyas und die abgezognen Menschenhäute mit Watte, Fett, Werg und Talglichtern ausgestopft. Die Nähte sind noch zu sehen, wahrhaftig die Nähte! Gehet hin und staunet über diese Abundantia! Bilder sind es nicht, aber Dekorationen. Dekorationen, deren einziger Fehler ist, daß sie zu schlecht komponiert und zu geistlos erdacht sind, daß man jene sinnige Freude haben könnte, welche gewandte dekorative Allegorien erwecken und die Farbe? Die kriegen wir bei Schachinger die Type bis zu hundert und mehr Mark gerade so schön. Abgethan, der Mahdi ist tot, der Mahdi mit all seiner orientalischen, indischen Pracht und seinen indisch verzeichneten Bajaderen, seinen wollüstigen Farbenträumen und seiner großen Rumpelkammer von Muscheln u. s. w. Ach, seliger Rubens, van Dyk, was hättet ihr zu diesen Makart'schen Farben gesagt! Von Bildern wie diese „Abundantia“ mit ihren Farben wimmelt es von Madrid bis Santiago in Chile; der schlechteste Nachahmer des Velasquez in Südamerika machte das vor zweihundert Jahren schon nicht schlechter, als der gute Wiener Festzugsordner. Nun, Makart hat auch einige große und erstaunliche Bilder geschaffen, seien ihm darum diese dumpfen Mißgeburten verziehen.

Das war ein sogenannter „Idealist“, wie sich heute die Herren ausdrücken. Jetzt kommt ein „Naturalist“ dran. Es taugt Einer so viel wie der Andre. Weil denn doch der kleine George Rochegrosse ein großer Mann sein soll und viele Maler und „andre Leut“ hinlaufen und hier ein neues Kunstheil gekommen sehen, müssen wir uns seinen „Bauernaufstand“ etwas näher betrachten. Der Katalog erzählt nach der „Frankfurter Zeitung“ wie der kleine Rochegrosse mit zehn Jahren — er zählt jetzt 23 — über den Pariser „Salon“ gesagt: „Nicht übel, aber ich habe nicht den mindesten genialen Zug entdecken können“. Lieber Gott! Ich war in meinem Leben auch einmal zehn Jahre alt und konnte damals in unsres Herrgotts Weltschöpfung noch weniger als „den mindesten genialen Zug entdecken“. Der kleine Rochegrosse, bei aller Achtung vor seinem Talente, das wir ihm nicht streitig machen, erinnert uns doch gar sehr an Gottfriedchen in Grabbes „Scherz, Satire und Ironie“, dem der betrunkene Schulmeister einen großen Tintenklex quer übers Antlitz macht, damit der gute, dumme Bauernjunge als ein „Genie“ erscheine. In Paris versteht man das ja jehr gut, irgend Jemanden mit Tinte schwarz anzumalen, im „Figaro“ auszustellen und ihn wegen des Tintenklexes ein „Genie“ zu heißen, sei er nun „Impressionist“, „Naturalist“ oder sonst etwas auf „ist“, was man dann regelmäßig in Wahrheit nicht ist.

So bin ich in Verlegenheit, was ich aus dem kleinen Rochegrosse und seinem blutriefenden „Bauernaufstand“ machen soll, der wohl die Helfensteiner Katastrophe im besonderen und allgemeinen darstellt. Ich habe schon so viel an Lanzen gesteckte, abgehackte Köpfe und Herzen, zerhauene Kindesleichen und geköpfte Heilige gesehen in allen möglichen Bildergallerien, Menschen, die mit Nägeln an ein Kreuz bei lebendigem Leibe aufgespießt sind, wie solche, denen bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen wird, daß mir bei dem aufgespießten Kopfe des Helfensteiners auf dem Bilde des kleinen Rochegrosse auch nicht im mindesten gegruselt hat. Wer wird sich da gruseln lassen! Auch vor dem halbnackten Kerl,

der, wie eine Katze in großen, blutbespritzten Holzschuhen, wie sie die Fleischer tragen, zur Thüre mit den Andern hereinkommt, halbgebückt, halb schleichend, wie eine Tigerkatze und der augenscheinlich Absichten auf die hingefallene Grafentochter hat — es ist zweifelhaft, ob er sie in die Wade beißen wird oder andre Dinge plant — auch vor diesem Menschen fürchte ich mich nicht im mindesten, denn ich weiß ganz genau, daß wenn er so fortmacht, in seinen Holzschuhen er unfehlbar auf dem glatten Zimmerparket durch seine schüpfrigen Blutspuren ausrutschen und sich entweder der Länge lang auf die Nase oder auf den Rücken legen wird. Der ist also auch nicht gefährlich.

Als ich in meinen Jugendjahren „Räuber und Soldaten" oder „Trapper und Indianer" spielte und in meiner Rolle als Indianerhäuptling furchtbar grausam und blutdürstig war und mich ganz und gar hineinzudenken suchte in die Rolle eines richtigen Indianers, der blutige Skalpe an seinem Sattel hängen hat, da fing ich an, mich im Spiegel im Gesichterschneiden zu üben. Wenn ich nun draußen auf der Wiese sprang und einen andern Jungen als „Trapper" verfolgte, da schnitt ich in meiner indianermäßigen Wut die fürchterlichsten Fratzen, so daß die Mädchen vor mir ausrissen. Es ist merkwürdig, wie gut der kleine Rochegrosse mich oder sich selbst in dieser kindlichen Grausamkeit studiert hat! Alle die Gesichter, die ich nur jemals in diesem meinem indianischen Blutdurst geschnitten, er hat sie alle in sein Bild gemalt. Er ist nicht der Einzige. Es gibt noch ein paar andre neueste „Naturalisten" in Paris, welche nicht über die grausame Phantasie von solchen indianerspielenden Kindern hinauskommen.

Der Titel des „Naturalismus" oder des „Genialen" muß diese Schöpfungen kindlicher Grausamkeit, die niemandem weh thut, decken. Mit der „Natur" hängt dieser „Naturalismus" freilich nicht zusammen. Die Natur schafft in der höchsten Angst andere Gesichter als diejenigen der Gräfin, ihrer Kinder, der Tochter, der alten Mutter. Was der kleine Rochegrosse hier geliefert hat, ist ein wenig physiognomische Gurkenmalerei, ein wenig Kolportagestil — alles, nur nicht Natur. Dieses und manches andre naturalistische Bild entsetzt den Beschauer durch das, was der Künstler nicht gekannt hat, mehr, als durch das, was er kann. Hier ist das Rezept: man wählt irgend einen Gegenstand, der an sich schon durch seine Grausamkeit Eindruck macht, man denkt sich mit einer mehr kindischen, als natürlichen Phantasie in die Situation, die verschiedenen Gesichter zeichnet man nach einem allgemeinen, physiognomischen Schema karrikaturmäßig auf, ohne genaue Beobachtung der Natur, zehn gegen eins: das Bild macht „Sensation" und die Leute laufen herbei. Aber wenn man die Angst einer hingestürzten Grafentochter schildern will, so ist doch nicht nötig, daß man aus ihren Augen ein paar aufgerissene Austerschaalen macht und wenn man zehnmal Megären und betrunkne Bauern malen darf, man muß als Künstler nicht selbst zur Megäre werden und die Natur ungefähr mit solchen betrunkenen Augen ansehen, wie ein aufständischer Bauer. Man malt nun aber, wie Herr Rochegrosse das Zimmer, seine Ausstattung fleißig und mit der Virtuosität des Talents, ja man beweist sogar eine bewunderungswürdige Kunst, einen Raum malerisch zu beherrschen und ein Farben- und Lichtproblem zu lösen, wir erkennen das rückhaltslos an, die Köpfe aber studiert man nicht, die Köpfe malt man roh, schematisch, mit übertriebenem, karrikiertem Ausdruck, damit das Ganze auf den Laien nur ja eine Gruselwirkung thue, — nein, mein kleiner Rochegrosse, wir wollen noch nicht mit der „Frankfurter Zeitung" glauben, daß wir ein „Genie" seien, wir wollen zu Allem, was wir können, noch sehr, „sehr" viel, ja, die Hauptsache lernen: uns nicht mit der barbarischen Phantasie eines Knaben in die Schauer des Lebens zu versetzen, sondern mit der erfahrenen Phantasie eines Mannes und Kenners der Natur, wir wollen nicht Sarah Bernhardt und andre Kameliendamen in den Theatern studieren, sondern suchen, wo wir — wenn das Genie nicht ausreicht — im wirklichen Leben verwandtes sehen. Die Natur ist nicht so „naturalistisch", wie sie der unreifen Phantasie erscheint; ihre Geberden haben einen andren Takt, als jene akademischen Karrikaturmaler, mit welchen Paris uns zu Zeiten beglückt, glauben. Wir verkennen nicht, daß Rochegrosses Bild, einige sehr glückliche Momente aufzeigt. So ist der Bauer, der an der Spitze der Fenstergruppe grinsend seinen Blechhelm abnimmt, sicher eine drastisch beobachtete Figur. Aber jemehr ein Künstler die bestialische Seite der Menschennatur schildern will, desto mehr verlangen wir auch strengste Gewissenhaftigkeit, daß er die Bestie nicht überbestialisiere. Was ist z. B. der Grundfehler auf Rochegrosses Bild gegenüber der

Natur und Wahrheit eines solchen Vorgangs? Daß er alle Bauernfiguren, Einen wie den Andern mit der bestialischen Geberde einer Hauptperson ausstattet. Im wirklichen Leben ist das nicht der Fall. Auch wenn wir die ganze Horde als betrunken denken, wenn wir die Bauern als völlig entmenscht denken, bei derartigen Volksszenen wird man beobachten, daß immer nur einer oder zwei die eigentliche Bestie spielen, daß gewissermaßen zufolge eines Naturgesetzes der Seele, die Masse auf Einen oder Zwei die handelnde Wut und Unmenschlichkeit sich konzentrieren läßt. Wir haben das schöne deutsche Wort des „Rädelsführers" dafür. Die Menschen sind auch in ihrer Bestialität Herdentiere; wie Rochegrosse das Einbrechen der Bauern darstellt, als habe jeder Einzelne eine besondere Pflicht und Fähigkeit die Ermordung und Schandthat an den Frauen vorzunehmen, das ist einfach unwahr. Die Passivität, welche Volkshaufen kennzeichnet in solchen Lagen, ist nicht beobachtet; hier ist alles aktiv; es ist Karrikatur des Lebens, nicht die Wahrheit des Lebens. Wie unendlich künstlerischer aber würde es sein, nach jenem Gesetze des Lebens das Grausame auf ein paar Figuren zu konzentrieren, in diesen die stumpfe Neugier und Passivität, in jenen den Schauder der Bauern selbst vor dem Gräßlichen auszudrücken, statt in den Gesichtern der bedrohten Frauen. Und diese dann mit natürlichen Geberden. Eher als sie ihre Kinder schützt und hinstarrt, wird eine Frau, wenn sie den Kopf ihres Mannes aufgespießt sieht z. B. die Hände auf ihre Augen oder besser ihren Kindern im Wahnsinn der Verzweiflung auf die Augen legen, damit sie den krassen Anblick nicht haben; auch die Geberde der Großmutter, die der Bande aufrecht entgegentritt, ist einer psychologischen Phantasie entsprungen, die nur die halbe, nicht die ganze Natur erfaßt hat, — wir vermissen Menschenkenntnis, Naturkenntnis, physiognomische Treue, wenn wir gleich ein gewisses, derbes Können, Talent und Fleiß — letzterer leider an falschen Stellen — dem Künstler nicht absprechen. Der physiognomische Ausdruck ist allgemein übertrieben; es sind weder Betrunkene noch Bestien, es ist vielmehr der verschobene Ausdruck einer Versammlung von Irrsinnigen, wo jeder an einer eigenen Idiosynkrasie leidet!

Die Meisterbilder der Ausstellung! Mit den Meistern unterhalten wir uns in kurzen Worten; es ist nicht nötig, über die Gründe ihrer Meisterschaft zu reden; wir genießen sie. Da ist vor allen Jacobides ganz vortreffliches „neidiges Enkelchen". Wie wahr ist die Geberde des älteren Schwesterchens, das den Apfel verbirgt, beobachtet, wie wahr die habsüchtige Angst in dem Kleinen, wie wahr das gutmütig lächelnde Gesicht des Großvaters, der halb und halb die „Neidigkeit" des Enkelchens mitfühlt — ein köstlicher Zug! Und wie brav und fleißig und geschickt und breit ist das Bild gemalt: München und seine Akademie darf auf einen Jacobides ganz anders stolz sein, als die Pariser auf ihren Rochegrosse.

Ein Bild, vor dem wir nur in stiller Ehrfurcht und Liebe gestanden sind, ist Defreggers Mädchenkopf. Wer so in die Natur blickt, wer das in der Natur sieht, was Defregger sieht, wer so, als ob er scheinbar gar nicht „male", nur das Wesentliche, aber das ganz Wesentliche gibt, was eben den Menschen zu einem „Wesen" macht, der ist ein Künstler, mit dem man nicht mehr über diesen und jenen Halbton streitet, selbst wenn, wie hier, zu streiten wäre. Von Vielen übersehen dürfte Grützners „Branntweinschenke" sein, auf das wir noch besonders hinweisen wollen. Es ist trocken und unscheinbar gemalt, ganz abgesehen von der richtigen Beobachtung der nüchternen Stimmung, welche in den Branntweinschenken in Farben herrscht, je weniger nüchtern die Besucher sind. Aber welcher kostbare, wahrhaftige Humor ist in den Hauptfiguren: der Lumpazi mit schäbigem Cylinder, der in die Tasche greift und das Geld nicht zusammenbringt, das sauersüße Spiel seiner Halsmuskeln, das verräterische Zucken unter den Halswülsten, der verhaltene Spott der Schenkmamsell, die vollkommene geistige Bankerottheit des rotnasigen Betrunkenen, endlich der Herr Kalkulator im grünen Rock bei den Kartenspielern: wahrlich ein ganz vortreffliches Humorstück. Wär's mit ein wenig mehr Freudigkeit und Flottheit rein technisch „gemacht", es würde wohl allgemein berühmt werden. Wir müssen Schluß machen mit unsrem Bericht. Was Oswald Achenbach leistet, kennt man; Holmberg, Diez haben gutes gebracht; Toby Rosenthals Porträt ist bekannt. Josef Brandt findet sich bei einem meisterlichen Können abermals in Konflikt mit den Wirkungen der Luftperspektive! H. Schmidt von Preuschen hat ein treffliches „Stillleben" ausgestellt, das aber in den Reflextönen ein wenig zu transparent wirkt, um ganz zu überzeugen; Gabriel Max — ach Max, das ist ein langes, unheimliches

Kapitel! Eine Himmelskönigin und eine graugrüne Nonne mit verstorbenen Augäpfeln. Zügels Schafe und Kühe im Sturm! Schneiders nackte, antike Tänzerinnen! Ich pfeife mir einen Lillabullero mit Onkel Toby — hui! sagt Onkel Toby, hui —!

Der kleine Indianerhäuptling.

„Paradoxe."

Von F. v. Kapff-Essenther.

„Paradoxe" ist der Titel des neuesten Buches von Max Nordau.*) — Dasselbe enthält eine Reihe von Essays über verschiedene Probleme, an welche der Verfasser mit seinen eigenen Worten: „in voller Unbefangenheit herantritt, unbeirrt von einschüchternden Dekreten der Schule und unbekümmert um herkömmliche Anschauungen." — Er hat uns in den „Konventionellen Lügen der Kulturmenschheit" bewiesen, daß er dessen fähig ist, was er verspricht. Die „Paradoxe" sind eine Art von Ergänzung oder Erweiterung zu dem genannten Buche. — Das zweite Buch, noch mehr wie das erste, setzt uns zunächst in Erstaunen durch den Reichtum seines Inhaltes, durch die Vielseitigkeit der Vorteile, durch die Beherrschung der heterogensten Disziplinen. — Abgesehen von seinem sonstigen Wert wird es für immer ein glänzendes Dokument für die Universalität des modernen Geistes sein. — Man teilt heutigen tages die Arbeit; jeder hat sein „Fach" und ist meist einseitig in demselben befangen. — Nordau überblickt meist mit Sachkenntnis — die verschiedensten Gebiete, giebt mit ehrlicher Wahrheitsliebe, mit frei humanem Sinn, mit seltenem Scharfsinn, mit kräftigem Selbstgefühl seine Urteile ab; dies macht seine Bücher jedenfalls zu einem Unicum in unserer Zeit der Tendenz-Partei und Fachschriften. — Lassen wir die wichtigsten Essay's aus den „Paradoxen" kurz Revue passieren:

„Optimismus oder Pessimismus?" ist gegen die, durch Schopenhauer und Hartmann begründete pessimistische Weltanschauung gerichtet. — Nordau sucht zu beweisen, daß der Optimismus dem Menschen natürlich, sozusagen eingeboren sei und hält die Entstehung des Pessimismus für etwas höchst Wunderliches. Wir geben dem Autor darin Recht, daß es keine ganz ehrlichen Pessimisten giebt, d. h. keine solchen, die nicht an ihr persönliches Glück und Gedeihen glauben. Nichts destoweniger scheint uns der Pessimismus als Weltanschauung begründet, obgleich Nordau es lächerlich und borniert findet, Ziele und Zwecke im Weltganzen zu vermissen, da wir dies Weltganze nicht überblicken. Er meint, eine Fliege, welche auf der Bavariastatue herumkriecht, werde die Erhöhungen und Vertiefungen auf derselben auch sehr überflüssig und das Ganze sinnlos finden. — Nun, der Vergleich hinkt! Die Fliege findet das sicherlich nicht, sondern kriecht zufrieden bergauf und bergab. Der Mensch aber denkt, erkennt, urteilt — es gibt nichts vor dem sein Gedanke still steht, als die physische Begrenzung. — Folglich hat er Recht, die Welt von seinem Standpunkt zu beurteilen. Ihm dieses Recht absprechen, hieße den „beschränkten Unterthanenverstand" auf das philosophische Gebiet übertragen. Der uns ewig verhüllte Plan des Universums geht uns nichts an, sofern wir Herrn sind auf dem Erkenntnis-Gebiete, das unsere eigene Intelligenz uns erkämpft hat. —

„Mehrheit und Minderheit" ist eine mustergiltige Studie über das Verhältnis der geistig überlegenen Minderheit zu der Mehrheit der Philister. — Rückblick scheint uns die Perle der vorliegenden Sammlung zu enthalten. — In einem Moment des Widerwillens vor der Borniertheit und Schlechtigkeit der Menschen verfällt der Autor darauf, die geistige Entwicklung der Menschheit zu überblicken. Er findet so wunderbare Geistesthaten, ahnt so viel menschlich-schönes in den Gräueln der Weltgeschichte, daß er sich mit seinem Geschlechte versöhnt fühlt. — Man muß diesen Aufsatz selbst lesen, um zu ermessen, wie viel Hochsinn und originelle Auffassungsweise darin zu Tage tritt. — Wie ein Satyrspiel wirkt darauf der folgende Essay „Erfolg". — Mit vernichtendem Hohn, mit diabolischem Scharfsinn schildert der Autor die „Schule des Erfolges", wie er sich dieselbe denkt. — Ironisch meint er, daß diese Schule eine notwendige Ergänzung der bestehenden Lehranstalten wäre. „Nur Mädchenklassen brauchte sie nicht dazu, denn die Frauen lernten es von selbst, Erfolg bei den Männern zu haben, d. h. zu gefallen und aufzufallen." Was Nordau bei dieser und bei andern Gelegenheiten sagt, verrät einen Weiberhaß, in welchem er Schopenhauer gleichkommt. — Nach Nordau sind die Frauen ausnahmslos alberne Koketten, die eines höheren Gedankens, einer edleren Regung unfähig sind, deren Sinnen und Trachten nur auf die Befriedigung ihrer kleinlichen Eitelkeit gerichtet ist.

Was Nordau schildert ist etwa ein Frauentypus, aber nicht wie er behauptet, der weibliche Gattungstypus. Dieser enthält denn doch noch einige Eigenschaften edlerer Natur, von denen der Autor u. a. als Arzt Gelegenheit haben konnte, sich zu überzeugen. — Wenn ihm niemals kluge, edle und bescheidene Frauen begegnet sind, so

*) Leipzig, Verlag von B. Elischer.

muß es wohl seine Schuld gewesen sein, d. h. er war subjektiv befangen, wie Schopenhauer. — Denn gerade über das andere Geschlecht urteilt jeder — der schärfste Denker, wie das einfachste Weib — subjektiv, ausschließlich aus persönlicher Voreingenommenheit. — Nur auf einen Ausspruch Nordau's wollen wir noch zurückkommen: „Das Weib ist Gattungsgeschöpf, der Mann ist Individuum." Das ist richtig, aber nicht ganz im Sinne Nordau's. — Das Weib *ist* Gattungsgeschöpf, aber sein Gattungstypus ist infolge seiner natürlichen Stellung stärker ausgeprägt, als der des Mannes, trotzdem oder gerade deshalb auch stark individuationsfähig. — Um das einzusehen, muß man nicht fürstliche Maitressen und andere weibliche Parvenüe's herbeiziehen, sondern die vielen begabten und selbständig thätigen Frauen unserer Zeit, welche zugleich brave Hausfrauen und Mütter sind. — Es ist auch falsch, daß „originelle Frauen" meist einen männlichen Geist bei weiblichem Körper haben — Dies ist sogar überaus selten und wo es zutrifft, wird noch immer ein großer Teil der Seele den weiblichen Typus tragen, so daß diese Zerfällung schließlich auch nichtig wird. Die wenigen Frauen von heute, die auf spezifisch männlichen Gebieten Gedankenarbeit leisteten, sind weiblich in ihrem Handeln, Empfinden und Auftreten. — Gerade geistige und begabte Frauen geben sich weiblich natürlicher als die Dutzendschönheiten des Salons, welche Nordau veranlaßt zu haben scheinen, das ganze Geschlecht mit den Augen eines altgläubigen Türken zu betrachten. —

In „*Psycho-Physiologie des Genie's und Talentes*" sucht Nordau für diese beiden organische Substrate zu finden und Grenzen für dieselben, sowie für den Wert ihrer Schöpfungen aufzustellen. Eine überaus anregende Arbeit ist das Kapitel „*Suggestion*", in welcher die Uebertragung von Ideen und deren Einfluß auf die Willensimpulse durch Gehirn-Molekularbewegung erklärt wird. Das hochentwickelte Hirn, welches starke Zentren und eigene Molekularbewegungen besitzt, wird der „Suggestion" widerstehen. Das Hirn des Kindes und des ungebildeten Menschen ist auf dieselbe angewiesen.

In „*Inhalt der poetischen Litteratur*" und „*Zur Naturgeschichte der Liebe*" stellt Nordau die Behauptung auf, daß unsere Dichter stets Ausnahmspersonen und Ausnahmsfälle schildern, welche als solche einen krankhaften, pathologischen Charakter haben. Auch die Naturalisten sollen davon nicht ausgenommen sein. Der Autor verschweigt uns, welchen Inhalt er eigentlich der poetischen Litteratur geben möchte. Oder sollen wir etwa nur noch Homer lesen? Auch seine Meinung, daß die litterarischen Ideale jedes natürliche Liebesleben verfälschen, scheint uns übertrieben und schwarzseherisch. —

„*Was ist Wahrheit?*" — ist ein glänzend geschriebener Artikel in Kant'schem Geiste, der die Unmöglichkeit darthut, absolute Wahrheit zu finden. Auch hier bleibt der Autor bei negativen Thesen stehen, ohne auf die allerdings relativen Wahrheiten zu verweisen, welche für unser *ethisches* Leben unumstößlich sind. — Dagegen sind wir ihm für den von edlem Zorn inspirierten Artikel „der Staat als Charaktervernichter" tief dankbar. —

Zwei konjekturale Aufsätze über nationale und kulturelle Verhältnisse der Zukunft beschließen das Buch, über dessen Reichtum an geistvollen Aperçus und originellen Anschauungen, über dessen drastisch-witzige Sprache die vorstehenden Zeilen kaum eine Andeutung zu geben vermögen. Dennoch wird der nachdenkliche Leser, der mehr darin suchte, als eine auserlesene geistige Unterhaltung, es mit etwas wie Betrübnis aus der Hand legen. — Welcher Aufwand von Geist und Wissen, Mut und Forschungstrieb, um rein kritische, fast durchwegs negative Resultate zu erzielen! Außer einer erweiternden Hypothese zum Darwinismus und einer Idee über „*evolutionistische Aesthetik*"*), ebenfalls im Darwin'schen Sinne, enthält das umfangreiche Buch kaum einen positiven Vorschlag, der von kultureller Bedeutung für die Menschheit wäre.

Und betrübender, als alle die vernichtenden Urteile Nordau's über unsere geistigen Besitztümer scheint uns der Umstand, daß ein glänzend begabter Geist und ein mannhafter Charakter, wie der seine — sich mit der Rolle eines Kritikers im großen Stile begnügt. Gewiß auch ein trauriges Zeichen der Zeit! —

*) Wir werden dieses Kapitel nächstens als Probe bringen. D. R.

Korrespondenz der Redaktion.

Frau J. W. in F. Daß Sie der Wohnungsfrage in Ihrem Frauenvereine soviel Aufmerksamkeit schenken, ist sehr löblich. Wir haben uns dieses Thema längst vorgemerkt. Hoffentlich meldet sich bald ein zuverlässiger Bearbeiter. Kennen Sie die ausgezeichnete kleine Schrift „Der Mensch und seine Wohnung in ihrer Wechselbeziehung" von Dr. Christian Ruepprecht in München? Wir können diese inhaltreiche kulturhistorische Skizze Ihrer Aufmerksamkeit nicht warm genug empfehlen.

Herrn Dr. J. T. in M. Der Schmerzensschrei Ihrer Freundin ist uns durch die Seele gegangen. Leider läßt sich gegen gewisse weibliche Empfindungen nicht mit logischen Argumenten ankämpfen. Vielleicht, daß es uns gelingt, sie etwas milder und versöhnlicher zu stimmen, wenn wir nächstens mit einer kleinen Auslese von weiblichen Kritiken über den vielangefochtenen „Totentanz der Liebe", dessen Fortsetzung „Die schwarze Erlöserin" noch in diesem Jahre erscheinen wird, vor die Oeffentlichkeit treten.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagshandlung, J. Roth, K. B. Hofbuchhändler. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei, sämtliche in München.